

Lebensgrundlage marginalisierter Bevölkerungsteile, worauf auch Adamson mit Blick auf die Zapatista-Bewegung verweist: »From the first, the Zapatista made it clear that they were not fighting to preserve a pristine rain forest; rather, they were fighting for the right to plan their own political, economic, and environmental futures.« (2001, S. xvi)

Diese Betrachtungen zusammenfassend lässt sich konstatieren, dass territoriale Konflikte, wie sie den thematischen Zuschnitt der für die Analyse ausgewählten Filme darstellen, Aushandlungsprozesse widerspiegeln, die als Auseinandersetzungen um das Verständnis und die Deutung von Subjekt- und Raumkonstitution, von Mensch-Umwelt-Beziehungen sowie Machtstrukturen in Bezug auf unterschiedliche Wirklichkeitskonstruktionen zu verstehen sind. Im Folgenden soll nun auf die Machtstrukturen, deren Bedeutung für die Etablierung von Nationalstaaten als hegemoniale Territorien und die dabei relevanten Narrationen bzw. die Rolle von Medien eingegangen werden, um Prozesse der Territorialisierung nachzuzeichnen und anschließend über die Verortung indigener Dokumentarfilme über territoriale Konflikte in diesem Diskurs nachzudenken.

3.3 Die Durchsetzung westlich-moderner Territorien

Im Mittelpunkt des Interesses der vorliegenden Arbeit steht der Aushandlungsprozess unterschiedlicher Territorialitäten, insbesondere in Konfliktsituationen. Das produzierte Territorium wird jenem Subjekt zugeschrieben, das dieses performativ herstellt. Ein Subjekt bzw. eine Gruppe produziert für sich ein Territorium, das es besetzen und sein bzw. ihr Eigen nennen kann. Rechte und Subjekte sind daher innerhalb eines Territoriums eng miteinander verbunden. Dabei haben Machtstrukturen zentrale Bedeutung, die sich bis in die Kolonialzeit zurückverfolgen lassen bzw. sich aus kolonialen Erfahrungen und Logiken speisen. In diesem Zusammenhang sind das Konzept der Kolonialität der Macht und die daraus resultierende moderne/koloniale Weltordnung elementar, wie sie Quijano (2000) vorgestellt hat bzw. von anderen Wissenschaftler*innen, etwa Mignolo (2011), weiterentwickelt wurden. Diese Konzepte erlauben, die Hierarchie zwischen westlich-modernen und indigenen Wirklichkeitskonstruktionen nachzuzeichnen, weswegen sie in weiterer Folge genauer beschrieben werden. Darüber hinaus wird in diesem Kapitel zur Durchsetzung westlich-moderner Territorien auf die relevanten Narrationen über die Geografie zur diskursiven Bearbeitung des Raums eingegangen sowie insbesondere die Kartografie als wesentliches Instrument zur Repräsentation von Raum und gleichzeitiger Machtausübung thematisiert, wodurch westlich-moderne Territorien hervorgebracht wurden. Damit lässt sich zeigen, welche Bedeutungskonstitutionen zur diskursiven Bearbeitung des westlich-modernen Raums beitrugen, wie sich darauf aufbauend Nationalstaaten etablierten und nationale

Vorstellungen formten, die nun als hegemoniale Territorien wahrgenommen werden, bestehende indigene Territorien verdrängt haben und damit als Ausgangspunkt für die eben beschriebenen Konfliktsituationen gelten. Abschließend wird der Begriff der Dekolonialität als Bestrebungen zur Auflösung bestehender moderner/kolonialer Machtstrukturen in Bezug auf die Etablierung westlich-moderner Territorien eingeführt.

3.3.1 Koloniale Machtstrukturen

Mit dem Konzept der Kolonialität der Macht beschreibt Quijano (2000) eine Ordnung, die koloniale Beziehungen produziert, eine Ordnung, in der hierarchische Machtverhältnisse zwischen Menschen oder Gesellschaften herrschen, die auch nach einer offiziellen Kolonialherrschaft weiterbestehen und in den unterschiedlichsten Bereichen noch heute wirken – etwa in kulturellen Manifestationen, in Kriterien dafür, was als legitimes Wissen gilt, was als wissenschaftlich angesehen wird, oder in Selbst- und Fremdbildern. Seine These besagt, dass bestimmte Strukturen, Machtverhältnisse und Hierarchien zwischen Menschen, wie sie während der Eroberung Lateinamerikas und des Kolonialismus als politisches System etabliert wurden, uns auch in der heutigen Zeit begleiten bzw. prägen und damit Machtbeziehungen zwischen Gesellschaften fortführen. Bezugnehmend auf Quijanos Begrifflichkeit macht Nelson Maldonado-Torres deutlich, wie Kolonialität von Kolonialismus zu trennen ist:

»Coloniality is different from colonialism. Colonialism denotes a political and economic relation in which the sovereignty of a nation or a people rests on the power of another nation, which makes such nation an empire. Coloniality, instead, refers to long-standing patterns of power that emerged as a result of colonialism, but that define culture, labor, intersubjective relations, and knowledge production well beyond the strict limits of colonial administrations. Thus, coloniality survives colonialism.« (2007, S. 243)

Die kolonialen Machtbeziehungen sind notwendig, um die Idee der westlichen Moderne als globale Weltordnung zu legitimieren, sodass Regelsysteme und Institutionen, wie sie im westlichen Kontext entstanden sind, als legitimer wahrgenommen werden als nichtmoderne bzw. nichtwestliche (Quijano, 2000). Damit hält er fest, dass westlich-moderne Vorstellungen nicht aufgrund einer mehr oder weniger »natürlichen« Grundlage die Vorherrschaft erlangten, vielmehr wurden diese westlich-modernen Regelsysteme mithilfe kolonialer Machtbeziehungen durchgesetzt, indem Hierarchien zwischen unterschiedlichen Vorstellungen etabliert wurden und fortgeführt werden. Quijano spricht in dem Zusammenhang auch von Kolonialität als einem kognitiven Modell, durch das indigene Lebensweisen und Wissensformen als minderwertig wahrgenommen wurden: »In other words, the

model of power based on coloniality also involved a cognitive model, a new perspective of knowledge within which non-Europe was the past, and because of that inferior, if not always primitive.« (2000, S. 552) ›Primitiv‹ ist ein zentraler Begriff, der aus diesem bestehenden Machtverhältnis erwächst, da hiermit eine zeitliche Dimension hinzugefügt wird: Die Erfindung des ›Primitiven‹ führt eine Differenz ein, die unterschiedliche Lebens- und Denkweisen in einen zeitlich unilinearen Zusammenhang stellt und Nichtmodernes bzw. Nichtwestliches als ›Davor‹, als die eigene Vergangenheit und demnach als nicht erstrebenswert definiert, also abwertet: »From then on, there were inferior races, capable only of producing inferior cultures. The new identity also involved their relocation in the historical time constituted with America first and with Europe later: from then on they were the past.« (Quijano, 2000, S. 552) In dieser Vorstellung sieht Quijano den Gründungsmythos der eurozentrischen Moderne, wie sie heute als globale Weltordnung funktioniert:

»[T]he foundational myth of the Eurocentric version of modernity is the idea of the state of nature as the point of departure for the civilized course of history whose culmination is European or Western civilization. From this myth originated the specifically Eurocentric evolutionist perspective of linear and unidirectional movement and changes in human history. [...] Thus, all non-Europeans could be considered as pre-European and at the same time displaced on a certain historical chain from the primitive to the civilized, from the irrational to the rational, from the traditional to the modern, from the magic-mythic to the scientific. In other words, from the non-European/pre-European to something that in time will be Europeanized or modernized.« (2000, S. 551-556)

Dieser von Quijano formulierte Gründungsmythos der eurozentrischen Moderne, der die Zivilisationsgeschichte der Menschheit als unilineare Entwicklung erzählt – von einem Naturzustand ausgehend hin zur europäischen bzw. westlichen Zivilisation –, etablierte die Ansicht, dass westliche Errungenschaften und Vorstellungen, westliche Lebensweisen ›besser‹ seien als andere, weil sie das Resultat der einzig möglichen Entwicklung wären und stets die am weitesten fortgeschrittene Form darstellen. Daraus lässt sich schlussfolgern, dass die Moderne, wie sie von Europa aus entwickelt wurde, ein Narrativ ist, das Europa bzw. den Westen als Spitze einer unilinearen Entwicklungsmöglichkeit erzählt (Mignolo, 2011). Dabei trägt dieses kognitive Modell dazu bei, die Erfahrungen der Menschen innerhalb des Machtmodells zu naturalisieren (Quijano, 2007). Eine Modernisierung kann deshalb aus eurozentrischer Sicht nur eine Europäisierung bedeuten. Es ist die mentale Operation, Nichteuropäisches als rückständig bzw. primitiv zu definieren. Daraus ergibt sich die Durchsetzungs- bzw. Legitimierungsstrategie westlich-moderner Konzepte. Da diese Hierarchie zwischen westlich-modernen und nicht-modernen bzw. nichtwestlichen Vorstellungen der Idee der eurozentrischen Moderne zugrunde liegt, muss diese Moderne immer in Verbindung mit Kolonialität

gesehen werden, als zwei Seiten derselben Medaille (Mignolo, 2011). Kolonialität ist demnach ein konstitutives Element westlicher Moderne, da sich die eurozentrische Moderne in Abgrenzung zu anderem definiert, das als rückständig oder minderwertig empfunden wird. Aus diesem Grund wird auch von einer modernen/kolonialen Weltordnung gesprochen (Mignolo, 2011). Mignolo (2006/2012) führt in dem Zusammenhang auch den Begriff der kolonialen Differenz ein, womit gemeint ist, dass Differenzen in Werte verwandelt und ontologische und epistemische Hierarchien zwischen den Menschen etabliert werden. Diese Vorstellungen der Moderne sind auch eng verknüpft mit der eurozentrischen Wissensproduktion, die als hegemoniales bzw. universell geltendes Wissen etabliert wird:

»The Eurocentric version [of knowledge] is based on two principal founding myths: first, the idea of the history of human civilization as a trajectory that departed from a state of nature and culminated in Europe; second, a view of the differences between Europe and non-Europe as natural (racial) differences and not consequences of a history of power.« (Quijano, 2000, S. 542)

Die Idee der eurozentrischen Moderne hat demnach das Bild von Wissen und Wissensproduktion nachhaltig geprägt, wobei die Säkularisierung, wie sie von Europa ausging, ein wesentlicher Bestandteil war (Quijano, 2000): Im Zuge der Säkularisierung wurde davon abgegangen, Wissen durch Offenbarung zu generieren, wie es im kirchlichen Kontext verankert war. Nun rückten die Beobachtung und die Erkundung eines Menschen, eines vernunftbegabten Subjekts in den Vordergrund, das in Opposition zum Körper steht. Der Körper könne nur Objekt sein, über den es Wissen zu generieren gilt, das Subjekt jedoch könne Wissen selbst generieren. Körper sei Natur, Seele Verstand. Durch das Bild, Indigene seien einem Naturzustand näher, wie es in Vorstellungen von Primitivität vermittelt wird bzw. wurde, wird ihnen in diesem Zusammenhang der Subjektstatus aberkannt: Sie sind Objekte, die es zu studieren gilt, über die Wissen in Erfahrung zu bringen ist, selbst aber könnten sie kein Wissen produzieren (Quijano, 2000).

Die Bearbeitung, die diskursive Hervorbringung des Raums spielte eine zentrale Rolle dabei, diese modernen/kolonialen Machtstrukturen zu (re-)produzieren (Schurr, 2013) und koloniale Vorstellungen, etwa die An- bzw. Aberkennung des Subjektstatus, zu festigen, wie im folgenden Unterkapitel gezeigt wird. Auch Escobar (2008) sieht in der Verdrängung indigener Territorialitäten, dem damit einhergehenden *displacement* und der Überschreibung durch westlich-moderne nationale Territorien einen zentralen Bestandteil der eurozentrischen Moderne und der westlich-modernen Idee von Entwicklung. Die räumliche Ausbreitung, die Eroberung anderer Länder und Völker wird so zu einem konstitutiven Element der westlichen Moderne:

»Modernity and development are spatial-cultural projects that require the continuous conquest of territories and peoples and their ecological and cultural transformation along the lines of a logocentric order. The massive displacement observed today worldwide, whether relatively voluntary or forced, is the end result of processes that started at the dawn of modernity and crystallized at the end of the eighteenth century, when capitalist modernity became consolidated as a cultural-economic project.« (Escobar, 2008, S. 65)

In Bezug auf territoriale Konflikte bedeutet dies, dass Nationalstaaten – als westlich-moderne Institutionen, als westlich-modernes Territorialitätskonzept – innerhalb der modernen/kolonialen Weltordnung die grundlegende bzw. legitimste Vorstellung darstellen, wie Territorium konstruiert wird, und Teil eines ›Projekts‹ der Modernisierung bzw. dessen kulturell-räumlicher Ausdruck sind. Welche Räumlichkeiten sich durchsetzen, ist letztlich auf soziokulturelle Machtgefüge zurückzuführen:

»Denn wenn man konzeptionell anerkennt, dass zum einen Räume nicht einfach gegeben sind, sondern immer wieder neu konstituiert werden, und zum anderen die Verfasstheit von Räumen ein wichtiges Element der Herstellung sozialer Wirklichkeit ist, dann ist die Konstitution bestimmter Räume eng verknüpft mit der hegemonialen Durchsetzung bestimmter sozialer Wirklichkeiten.« (Glasze & Mattissek, 2009, S. 13)

Welche Vorstellungen mit dem kulturell-räumlichen Projekt der eurozentrischen Moderne etabliert und welche kolonialen Differenzen eingeführt wurden, soll im folgenden Unterkapitel näher beleuchtet werden. Der Fokus liegt insbesondere darauf, wie Nationalstaaten als hegemoniale Territorien in Lateinamerika performativ hervorgebracht bzw. durchgesetzt wurden und somit der hier beschriebenen westlich-modernen Tendenz der Eroberung und des *displacement* folgen bzw. diese legitimieren, worauf das Territorium des Nationalstaates gründet.

3.3.2 Die Etablierung westlich-moderner Räume

Durch das performative Verständnis von Territorium wird der Fokus auf die Praxis zur Hervorbringung dieses Raums gelegt. Die diskursive Bearbeitung eines Raums bzw. performative Herstellung eines Territoriums stärkt die Vorstellung, einen gemeinsamen geografischen Raum zu bewohnen, was die Idee einer (nationalen) Gemeinschaft im Sinne Benedict Andersons (1991) nährt. Somit ist etwa die Benennung eines Ortes nicht als linguistische Repräsentation einer vordiskursiven Entität zu verstehen, vielmehr werden dadurch räumliche Bedeutungen verhandelt bzw. auch angefochten, die bestimmten politischen Zwecken dienen (können). Dabei ist vor allem zu fragen, inwiefern kulturelle Manifestationen und die darin ent-

worfenen Bedeutungskonstitutionen zur diskursiven Bearbeitung des Raums beitragen, wie sie Nationen mit hervorbrachten und nationale Vorstellungen formten, die nun als hegemoniale Territorien wahrgenommen werden, bestehende indigene Territorien verdrängten und damit Ausgangspunkt für aktuelle Konflikte sind. Wie wurde die eigene Expansion legitimiert, wie wurde die Idee einer Gemeinschaft etabliert, wie wurde ein Gefühl der Zugehörigkeit zu nationalen Strukturen evoziert (Ginsburg et al., 2002)?

Narrationen über die Geografie im politischen Diskurs Lateinamerikas

Mit der Eroberung durch die Spanier*innen erschien für die Europäer*innen ein neuer Raum, eine neue Welt, die als Tabula rasa für die europäischen Imaginationen diente, »on which the principles and accomplishments of Western rationality (religious beliefs, scientific advances, and humanistic paradigms could and should be inscribed« (Dussel et al., 2008, S. 7). Insbesondere Narrationen über die konkrete Geografie wurden genutzt, um den Raum diskursiv zu »entleeren« und eine Idee der »Entdeckung« zu suggerieren. Dies diente dazu, den Anspruch zu erheben, den folglich »leeren« Raum nach europäischen Vorstellungen zu gestalten. Die indigene Bevölkerung wurde dabei oft unsichtbar gemacht. Aspekte der Kolonialität der Macht, wie von Quijano (2000) erarbeitet, lassen sich in der diskursiven Bearbeitung des Raums – etwa durch imaginäre und literarische Topografien – im Zuge der Eroberung Lateinamerikas und der folgenden Etablierung von Nationalstaaten wiederfinden.

Im Folgenden sollen diese Narrationen näher betrachtet werden, um zu verdeutlichen, welche (kolonialen) Vorstellungen im Prozess der Etablierung von Nationalstaaten als hegemoniale Territorien prägend waren bzw. wie die Landnahme gerechtfertigt wurde. Diese Vorstellungen haben sich teilweise bis heute gehalten und sind im Kontext aktueller Konflikte bzw. territorialer Aushandlungsprozesse weiterhin relevant, da sie bestehende Machtstrukturen untermauern.

Als Medium zur Etablierung dieser Narrationen in Lateinamerika dienten beispielsweise expositorische, aber auch fiktionale Texte, in denen bestimmte Formen der Raumwahrnehmung forciert und – wie José Rabasa bereits mit Verweis auf Kolumbus feststellt – zur Aneignung von Ressourcen und Menschen bzw. ihrer Identitäten genutzt wurden: »For Columbus the act of discovering is inseparable from taking possession. Writing in this regard does not just constitute an ideological justification of territorial claims and the eventual wars of conquest, it also constitutes devices for the appropriation of peoples and natural resources.« (2008, S. 51) Im Zuge der europäischen Eroberung der Amerikas und der aus europäischer Position damit verbundenen Narration der »Entdeckung« fungierte die »neue Welt« als Projektionsfläche für exotische Klischees, die mehr mit europäischen Fantasien als mit der amerikanischen Wirklichkeit zu tun hatten, wie Andrea Mahlendorf

schreibt: »Die Begegnung mit etwas nie Geschautem rief also keine spontanen Beschreibungen hervor, sondern aktivierte feststehende Wendungen, Bilder und Begriffe, die auf das Gesehene übertragen wurden.« (2000, S. 68) Die in Chroniken und Reiseberichten aus dem 15. Jahrhundert vermittelte Idee Amerikas ist somit auf ein zuvor bereits bestehendes Bild eines fremden, exotischen Ortes zurückzuführen. Auch das Klischee eines ›Eldorado-Mythos‹ war prägend für die Vorstellung der Amerikas, die durch die Konquistadoren produziert wurde: »In diesem Sinne lässt sich die sogenannte ›Entdeckung Amerikas als eine semantische ›Bedeckung‹ mit abendländischen Bezeichnungen und Vorstellungsbildern auffassen.« (Mahlendorff, 2000, S. 94) Der lateinamerikanische Kontinent wurde demnach – unter anderem durch das Schreiben darüber – nach europäischen Ideen und Vorstellungen produziert und geordnet: »Writing the discovery entails a systematic ordering of the world on a blank page. It is a textual production that intends to locate the new lands within a new picture of the world.« (Rabasa, 2008, S. 52) Den amerikanischen Doppelkontinent mit seinen unterschiedlichen Kulturen, Sprachen und Gesellschaftssystemen, aber auch geografischen und klimatischen Unterschieden als Einheit wahrzunehmen, war das Ergebnis einer europäischen Interpretation, eine Erfindung, wie Edmundo O’Gorman (1977) darlegt.

Im Zuge der Besiedelung durch europäische Kolonist*innen und dank des eingeführten *Encomienda*-Systems konnten weitreichende Gebiete durch die Kolonialmacht verwaltet bzw. beherrscht werden, wobei die aus Europa stammenden Besitzer*innen des jeweiligen Landes im städtischen Raum blieben. Das Land außerhalb der europäisch geprägten Städte und seine Bewohner*innen wurden als unzivilisiert wahrgenommen, solange sie nicht von der europäischen Kultur vereinnahmt waren; der erst paradiesische Raum wurde somit verkehrt in einen gegenläufigen Raum, in den es noch weiter vorzudringen und den es zu unterwerfen galt (Mahlendorff, 2000). Ein interessantes Instrument dieser Unterwerfung war das Dokument *Requerimiento* des Juristen Juan López Rubio, in dem er festlegte, dass der Papst der spanischen Krone die Souveränität über die Neue Welt gewährt und die indigene Bevölkerung das zu akzeptieren hat und anderenfalls bekämpft wird. Rabasa ordnet dies ein:

»From the start the *Requerimiento* was cast as a cynical attempt to justify violence; the impossibility of conveying its meaning to a people whose language was unknown was one of the concerns, but also the absurd situation in which it was reputedly read several miles off the coast to people who, for practical purposes, could not have heard it, let alone understood its implications if they did not welcome the invading Spaniards.« (2008, S. 54)

Durch die Unabhängigkeit von Spanien mussten die vorhandenen territorialen Verhältnisse neu geordnet werden, was erneut zu einer intensiven (unter anderem essayistischen) Beschäftigung mit dem geografischen Raum führte (Mahlen-

dorff, 2000). Der geografische Raum, die natürliche Umwelt und ihre Ressourcen wurden in diesem Prozess bedeutender als der Aspekt der Zeit als eigene Geschichte, da man sich von der Vergangenheit bewusst lossagen wollte; der geografische Raum sollte nun der Identifikation mit einer neu entstandenen bzw. entstehenden Nation dienen (Mahlendorff, 2000). Anfang des 19. Jahrhunderts gab es keine einheitliche Staatlichkeit, die sich durch Sprache, Religion und Kultur definieren ließ, um eine nationale Gemeinschaft zu begründen, da die kreolischen Eliten diesbezüglich keine grundsätzlichen Unterschiede aufwiesen; auch deswegen trat der geografische Raum in den Vordergrund, konnte ein gemeinsam bewohntes Territorium doch als einendes Element fungieren (Rodrigues-Moura, 2005). Die jeweiligen Unabhängigkeitsmythen und Narrationen über die Befreier*innen spielten eine zentrale Rolle bei der *reinvention of America* (Pratt, 2008)¹¹, aber auch Narrationen über die konkrete Geografie, über das unbekannte ›Hinterland‹. Den Bewohner*innen ebendieses Hinterlandes wurde dabei aber keine Bedeutung zugesprochen, sie wurden höchstens als in der Peripherie vorgefundene ›Objekte‹ wahrgenommen (Rodrigues-Moura, 2005).

Die Idee einer ›Reise ins Hinterland‹, die dazu dienen sollte, Indigene zu zivilisieren, basierte auf einem ethnischen Superioritätsdenken, das – wie Quijano darstellt (vgl. Kapitel 3.3.1) – auf den Gründungsmythos der eurozentrischen Moderne zurückzuführen ist. Das euro-kreolische Zentrum legitimierte seine Macht über die Peripherie bzw. das Hinterland anhand dieses Superioritätsdenkens und verband dadurch die Landnahme mit einer zivilisatorischen Mission (Rodrigues-Moura, 2005).¹² Anfänglich waren die europäisch geprägten, homogenisierten Nationaldiskurse an die *ciudad letrada* (Rama, 1984) als gebildetes Zentrum und Ort der Schriftlichkeit geknüpft, der sich vom Hinterland und den eher mündlich geprägten indigenen Kulturen abgrenzte (Rodrigues-Moura, 2005). Die Reise ins Hinterland war mit physischer Gewalt, ökonomischer Überlegenheit, normativer Kraft und symbolischem Kapital gekoppelt; um sich vor sich selbst und anderen rechtfertigen zu können, musste die auf reine Machterweiterung angelegte Gewaltherrschaft durch eine zivilisatorische Mission ergänzt werden (Rodrigues-Moura, 2005). Die Dichotomie von Stadt/Hinterland fand ihren pragmatischen Ausdruck im Text des argentinischen Autors Domingo Sarmiento *Civilización y Barbarie*, in dem dieser

11 Mit der *reinvention of America* beschreibt Pratt (2008) die Notwendigkeit der neuen spanischen Eliten in Lateinamerika als auch der Europäer*innen im Zuge der Unabhängigkeit Lateinamerikas von Spanien, Amerika neu zu denken, sowohl ideologisch als auch in Bezug auf politische sowie ökonomische Beziehungen.

12 Insbesondere auch Pratts Studie (2008) zu europäischen Reiseberichten bzw. Reiseliteratur zeigt, wie dabei Strategien des *anti-conquest* verfolgt wurden, um die Eroberung als ›unschuldige‹ Handlung darzustellen und die indigene Bevölkerung, die Nicht-Europäer*innen als *domestic subjects* des europäischen Imperialismus zu kreieren.

argumentiert, dass die oralen Kulturen der Indigenen von der gebildeten ›modernen‹ Zivilisation assimiliert werden müssten und die Schrift die (barbarische) orale Kultur zu ›überschreiben‹ hat, womit auch eine explizite Verknüpfung von Schriftlichkeit und Verstand bzw. Intelligenz vollzogen wurde: »Si un destello de literatura nacional puede brillar momentáneamente en las nuevas sociedades americanas, es el que resultará de la descripción de las grandiosas escenas naturales, y, sobre todo, de la lucha entre la civilización europea y la barbarie indígena, entre la inteligencia y la materia.« (1874/2003, S. 89)¹³ In seinem Werk *La ciudad letrada* beschreibt Angel Rama (1984), wie sich das Verständnis von Schriftlichkeit in gesellschaftlichen Praktiken artikuliert und dabei eine Klasse hervorbrachte, die die diskursive Produktion der sozialen Wirklichkeit bestimmte. Die diskursive Macht dieser ›Elite‹ besteht noch heute, konstatiert Schiwy mit Blick auf die Gegenwart:

»This group of writers, bureaucrats, church officials, and intellectuals formed a sphere of power that has proven tremendously resilient through time. Although the makeup of this group has changed and broadened, the lettered city has continuously re-created an intellectual elite whose practice disciplines a mostly illiterate population. In other words, literacy is a power that at once represents and produces reality.« (2009, S. 64)

Damit wurden unterschiedliche Räume geschaffen und den jeweiligen Gruppen in gewisser Weise zugeschrieben, wodurch erneut eine Hierarchie festgelegt wurde, die ein gebildetes Zentrum der Schriftkultur vs. unzivilisierte Peripherie der Indigenen bedeutet, wobei letztere vereinnahmt, also zivilisiert werden sollte. Diese Vorstellung hatte unmittelbare historische Auswirkungen, wie etwa die *Conquista del Desierto*, eine militärische Kampagne Argentiniens zwischen 1878 und 1884, die zur Verdoppelung der staatlichen Fläche führte, die als Notwendigkeit zur Etablierung des argentinischen Staates gesehen wurde (Navarro Floria, 2002). Der stattgefunden Genozid an der indigenen Bevölkerung wurde bzw. wird dabei ausgeklammert, wie etwa der Film *Estamos vivos* thematisiert (vgl. Kapitel 5.1).

Die Reise ins Hinterland stellte auch eine Reise in eine andere Zeit dar, da die angetroffenen Indigenen in die eigene Vergangenheit projiziert wurden (vgl. Kapitel 3.3.1). So zeigt auch Pratt (2007) in ihrer Beschreibung der etymologischen Ursprünge für die heutzutage verwendeten englischen Begriffe in Bezug auf Indigenität (*indigenous*, *native*, *aboriginal* und *first nations*), dass diese sich auf ein

13 »Sollte ein Funke von Nationalliteratur in den jungen amerikanischen Gesellschaften für einige Augenblicke aufblitzen, so wird er aus der Schilderung der großartigen Naturszenen hervorgehen und besonders aus dem Kampf zwischen der europäischen Zivilisation und der eingeborenen Barbarei, zwischen dem Geist und der Materie.« (Sarmiento, D. F. (2007). *Barbarei und Zivilisation. Das Leben des Facundo Quiroga* (Zilly, B., Übers.), Frankfurt a.M.: Eichborn Verlag (Originalquelle veröffentlicht in 1874), S. 47.

zeitliches und örtliches ›Davor‹ beziehen, weswegen sie relational bzw. auch retrospektiv sind. Eine Gruppe wird aufgrund des Umstands als indigen angesehen, dass eine andere Gruppe oder Person diese an einem ihr zuvor unbekannten Ort ›entdeckt‹, wodurch erstere als bereits vor Ort lebend anerkannt wird (Pratt, 2007). Ironischerweise hat das aber nicht zur Folge, dass vorhandene räumliche Ansprüche bzw. Territorien anerkannt werden. Vielmehr wird eine relationale Zeitlichkeit eingeführt, die lediglich die Perspektive der Invasor*innen zulässt und damit nur diese legitimiert:

»Although party A (the indigenous) are marked as having ›prior-ity‹ in relation to party B (the invaders), what in fact has priority is B's (the invader's) temporality. It is only with reference to B's temporality that A was ›already‹ there. Until B arrived bearing a different temporal frame, A was most likely not the first subject on the scene, but the ›last‹, that is, the most recently arrived. Certainly, until that moment, A was living a temporal narrative whose projection into the future did not include C. Yet A's status as ›indigenous‹ depends on the perdurance of that prior, nonrelational self-identity. This perdurance is commonly encoded as ›survival‹, the failure to die off or dissolve.« (Pratt, 2007, S. 398-399)

Die Nationenbildung konnte anhand der Etablierung solcher unterschiedlichen Temporalitäten bis zu einem gewissen Grad als gewaltlos erzählt werden. In dem Zusammenhang scheint auch der von Fabian (2002) geprägte Begriff der *denial of coevalness* – die Verweigerung der Gleichzeitigkeit (vgl. Kapitel 2.3.1) – relevant, um diese ontologische Grenzziehung zu beschreiben.

Andrés Bello folgte einer ähnlichen Idee wie Domingo Sarmiento, den ›leeren‹ Raum (nach europäischen Vorstellungen) zivilisieren zu müssen. Mit seinem Werk *Silvas americanas* schuf er, so Mahlendorff,

»einen tropischen Agrarmythos, der für viele seiner Zeitgenossen die Grundlage einer neuen Bewertung des lateinamerikanischen Raumes bildete. Im Zuge des aufklärerischen Fortschrittsdenken unterliegt das tropische Amerika dem Prinzip der Qualitätssteigerung, die aus dem an sich ›wertlosen‹ Naturraum Amerika unter der Hand des Landbauern einen wertvollen Kulturraum zu machen gedenkt« (2000, S. 167).

Die Vorstellung einer Reise ins Hinterland zieht sich bis in die Gegenwart.¹⁴ Das gilt auch für die von Mahlendorff veranschaulichten Ansichten Bellos, wie sich etwa mit Blick auf die Politik Bolsonaros in Brasilien bezüglich der Abholzung bzw.

14 Siehe dazu beispielsweise Gutiérrez Mouats, R. (2005). Rutas y mapas. Una cartografía del discurso cultural latinoamericano. In: E. Rodrigues-Moura (Hg.), Von Wäldern, Städten und Grenzen. Narration und kulturelle Identitätsbildungsprozesse in Lateinamerika (S. 246-287). Frankfurt a.M.: Brandes & Aspel.

des Niederbrennens des Amazonas-Regenwaldes zeigt: »Pushing ahead with his plans to further industrialise the Amazon, Bolsonaro has made it very clear the Amazon is ›open for business‹, advocating the opening up of new areas of the Amazon rainforest to agribusiness and industry.« (Raftopoulos & Morley, 2020) Ein interessantes Filmbeispiel der ›Nutzbarmachung‹ des bisher ›wertlosen‹ Naturraums des Amazonas liefert der Dokumentarfilm *The Amazon Awakens* von Walt Disney aus dem Jahr 1944, der vor allem auf die wirtschaftlichen Beziehungen der USA zu Brasilien verweist. Der Film imaginiert den Amazonasraum, so schreiben Rodrigues-Moura und Prutsch, »als schlafendes Dornröschen, das nur vom Prinzen USA wachgeküsst werden muss« (2013, S. 155), womit die Nutzbarmachung im Kontext kapitalistischer Logiken erzählt wird.

Auch Alexander von Humboldts Naturaufzeichnungen waren in der Produktion von Narrationen über die Geografie Lateinamerikas im Zusammenhang mit der Etablierung moderner Nationen von Bedeutung und machten den Naturraum leichter rezipierbar (beispielsweise seine *Ansichten der Natur*, 1808). Die Naturforschung legte den Grundstein zur Reflexion über das gesellschaftliche Verhältnis zum eigenen Raum, insbesondere unter Einbezug einer möglichen wirtschaftlichen Nutzbarmachung, was das Interesse der kreolischen Eliten weckte und damit auch Unabhängigkeitsbestrebungen stärkte (Mahlendorff, 2000). Humboldts Arbeiten inspirierten zahlreiche lateinamerikanische Forscher*innen zu eigenständigen Untersuchungen, die ebenfalls vom vernunftbegabten Menschen als erkenntnisleitender Instanz zur Vermessung und Erkundung des geografischen Raums ausgingen, wodurch letztlich ›Natur‹ zum Objekt der Forschung wurde, das vor allem in Hinblick auf seine Nutzbarkeit analysiert wurde (Mahlendorff, 2000).

Die indigene Bevölkerung erhielt in den Narrationen über die Geografie unterschiedliche Beschreibungen, etwa jene der exotischen Anderen in frühen Reiseberichten, die entweder als unschuldige Wilde oder gewaltbereite Menschenfresser dargestellt wurden. Später wurde dies durch das Bild des Opfers ergänzt. Immer blieb, bemerkt Bernd Hausberger, »der Indianer dabei ein stereotypes und abstraktes Wesen, und die jeweils favorisierten Beschreibungen transportierten oder unterstützten jeweils andere Interessen und Ziele« (2005, S. 34).

Indigenen wurden also jeweils unterschiedliche Rollen zugesprochen, die aber immer mit einem bestimmten Raumverständnis verknüpft waren, beispielsweise dem gegnerischen bzw. fremden Raum als Raum des anderen, der bekämpft werden musste. Bartolomé de Las Casas, der in der damaligen Zeit als großer Fürsprecher der indigenen Bevölkerung galt, widmete sich in seinen Arbeiten auch intensiv der positiven Beschreibung der tropischen Natur, »um damit die Unschuld und Schönheit der Indios belegen zu können« (2000, S. 85), wie Mahlendorff schildert. Im Rahmen der Nationenbildung und der damit verbundenen Idee des Fortschritts wurde die indigene Bevölkerung hingegen meist als Hemmnis in diesem Prozess konstruiert, etwa bei Andrés Bello (Sieber, 2005). Auch diese Vorstellung hat sich

bis heute gehalten, wie der Film *Sangre y Tierra* zeigt (vgl. Kapitel 5.4). Später kam es zu einer Idealisierung der indigenen Bevölkerung der Vergangenheit, z.B. im romantischen Indianismus Brasiliens, wo Indigene zu Mitbegründer*innen der nationalen Kultur stilisiert wurden, während der moderne Indigenismus eine teilweise naturalistischere Darstellung bot (Rössner, 2005). Den indianistischen Roman *Netzula* des mexikanischen Autors José María Lafranga (1832) beschreibend, stellt Klaus-Dieter Ertler beispielsweise fest:

»Die indigene Bevölkerung dient auf symbolischer Ebene als Hintergrundfolie für den Aufbau der Nation wie auch für die Gründung eines literarischen Systems. Die indigenen Stimmen dringen über die europäisch-exotisierende Perspektive in das Romansystem ein und dienen den kreolischen Machthabern zugleich als Rechtfertigung für die Übernahme des politischen Systems nach der Unabhängigkeit.« (2005, S. 228)

Die Analyse von Narrationen über die Geografie, wie sie mitunter durch literarische Texte ausgedrückt werden, kann also Rückschlüsse auf die herrschenden kulturellen Paradigmen zum Verhältnis des Menschen bzw. einer Gesellschaft und ihrer Umgebung geben und somit auch deren Wirkkraft in der diskursiven Bearbeitung des Raums beleuchten. Die hier erörterten Narrationen über die Geografie sind damit als territoriale Bezüge Teil eines dynamischen Prozesses, der die soziokulturelle Wirklichkeit, die diese beschreiben, erst hervorbringt und damit *eine* Verwirklichung der Welt bedeutet. Kulturelle Manifestationen wie Literatur partizipieren damit ebenso an der ›Verortungsmacht‹, wie sie insbesondere der Kartografie zugeschrieben wird und in weiterer Folge noch weiter ausgeführt wird. Die Bedeutung solcher Narrationen auch heute noch zeigt sich nicht zuletzt in der Analyse der hier untersuchten Filmbeispiele, da die Filme auf ebendiese in konfrontierender Weise zurückgreifen, um Parallelen zwischen aktuellen Konflikten und kolonialer Expansion, Eroberung und Vertreibung zu ziehen (vgl. Kapitel 5).

Dieses Unterkapitel abschließend sei erneut darauf hingewiesen, dass die Hervorbringung eines Territoriums mit kulturellen Vorstellungen als auch Machtstrukturen verstrickt ist, wie die besprochenen Arbeiten in ihren Analysen zur Hervorbringung eines westlich-modernen Raums dargelegt haben. Untersuchungen der entworfenen Gegensätze können dabei aufschlussreich sein. Insbesondere durch dichotomische Vorstellungen von Zivilisation und Chaos/Barbarei beispielsweise erschien der Nationalstaat als westlich-modernes Territorialitätskonzept wie ein globales ›Ordnungsmuster‹, das jedoch »in bestimmten lokalen Bezügen (Europa und USA) generiert wurde und durch die politische und diskursive Machtposition seiner Vertreter über andere ›lokale Geschichten‹ implementiert wird« (Sieber, 2005, S. 137). In diesem Sinne kann auch von einem globalen Design nach Mignolo (2012a) gesprochen werden, führt Sieber (2005) weiter aus. Ein globales Design beschreibt den Ausgangspunkt einer Vorstellung, die – in lokalen Gegebenheiten

entstanden – als globale ›Schablone‹ angenommen wird, anhand der Abweichungen von anderem als ›Andersheit‹ festgelegt werden, um jene – als Abweichungen – in gewisser Weise bereits negativ zu konnotieren. Die Intention ist eine universelle Klassifizierung und damit Machtausübung (Mignolo, 2012a).

Mediale Repräsentationen als *performances of colonization*

Insbesondere in soziokulturellen Strukturen, in denen die Herrschaftsordnung über weite Distanzen gefestigt werden sollte, kam der Entwicklung von Techniken zur Gestaltung und Kontrolle von Raum erhebliche Bedeutung zu. Adrian Ivakhiv führt in diesem Zusammenhang die Linearperspektive als zentrales Instrument ein, wie sie im Europa des 15. Jahrhunderts entstand:

»Linear perspective made it possible to accurately represent landscapes as they were seen by stationary observers. This facilitated the development of navigation and mapping techniques that led to the conquest of space and the colonization of new lands—lands that were in turn represented as empty spaces to be mapped, measured, and carved up according to the distributive logic of colonization. It also contributed to the development of a scientific gaze, which shifted the European cosmos into a much more distinctly visual or optical register. Perspective acted, in effect, as midwife to the birth of modernity—a modernity that, philosopher Martin Heidegger argued, has given us ›the world as picture‹.« (2013, S. 3)

Die Kartografie galt insbesondere in der Neuzeit als bedeutendes Instrument, um Räume zu repräsentieren und damit Macht auszuüben bzw. Territorien hervorzuheben. Jörg Dünne (2008) spricht diesbezüglich von der Entwicklung einer territorialen Konzeption von Räumlichkeit, die als Korrelat einer bestimmten medialen Praxis zu verstehen ist. Bildliche Darstellungen spielen folglich eine ebenso große Rolle in der Hervorbringung eines Raums wie die oben beschriebenen Narrationen über die Geografie. Karten sind ein zentrales politisches Instrument für die Herstellung eines Territoriums, die Produktion, Organisation und Kontrolle eines Raums und folglich die Festlegung einer bestimmten Wahrnehmung der Umgebung, der Natur und eines bestimmten Umgangs mit einem Gebiet. Im Zuge kulturwissenschaftlicher Auseinandersetzungen mit Raum, die Weigels Idee des *topographical turn* (vgl. Kapitel 4.1) aufgreifen, erhielt die Landkarte als Kulturtechnik zur Konventionalisierung, Speicherung und Verbreitung von Rauminformationen besondere Aufmerksamkeit (Döring & Thielmann, 2008). Deren Analyse beleuchtet die historisch spezifische Form, räumliches Wissen festzuhalten, als auch das Handeln, das durch eine Karte und den Umgang damit in Gang gesetzt wird (Döring & Thielmann, 2008). Karten können je nach Ausgestaltung relevante Aspekte zum Vorschein bringen oder aber auch verbergen. Deshalb ist von entscheidender Bedeutung, wer Karten anfertigt, sie zeichnet und die jeweils maßgeblichen Parameter dafür festsetzt, so Döring und Thielmann (2008). Sie sind Ausdruck einer

spezifischen Territorialität, da sich die jeweilige Ausgestaltung an den kulturellen Vorstellungen eines Territoriums und somit an der jeweiligen Form der Wissensproduktion orientiert. Diese Techniken der Macht und spezifischen Praktiken des Wissens bzw. Imaginierens stehen in enger, vielfältiger Wechselwirkung. Das Imaginäre ist dabei als das zu verstehen, »was in einer Wissensordnung zu einem gegebenen Zeitpunkt konkret vorstellbar wird: Raummedien wie die Kartografie fungieren hierbei als historische Möglichkeitsbedingungen« (Dünne, 2008, S. 50). Die Repräsentation des Raums ist folglich an dessen Konstruktion beteiligt, Medien sind also nicht nur »Werkzeuge«, sondern selbst als Formen der Welterzeugung zu verstehen (Dünne, 2008; Stockhammer 2005). In seiner Arbeit *The Darker Side of Western Renaissance* zeigt Mignolo (1995), wie die Kartografie genutzt wurde, um westlich-moderne Konzepte in Lateinamerika durchzusetzen, den Raum nach westlich-modernen Vorstellungen zu besetzen, zu kolonialisieren und alternative territoriale Konzeptualisierungen zu marginalisieren bzw. zu ignorieren:

»Putting the Americas on the map from the European perspective was not necessarily a task devoted to finding the true shape of the earth; it was also related to controlling territories, diminishing non-European conceptualization of space, and spreading European cartographic literacy; thus colonizing the imagination of people on both sides of the Atlantic: Amerindians and Europeans.« (1995, S. 281)

Das Kartieren als Operation, wie es vor allem in der Frühen Neuzeit zur Anwendung kam, setzt eine bestimmte Territorialität voraus und ist daher von historisch und kulturell gebundenen Raumvorstellungen und Machtbeziehungen abhängig (Dünne, 2008). Durch das Ignorieren früherer Territorialitäten und die Abwertung indigener Vorstellungen wurden europäische bzw. spanische kartografische Darstellungen und die damit verbundene territoriale Administration zu den »wahren« Repräsentationen der Neuen Welt (Mignolo, 1995).¹⁵ Hier zeigt sich die Wechselwirkung zwischen geografischer Imagination und politischen Ansprüchen, wie sie Dünne (2008) auch am Beispiel von Karten vom Norden Europas und vom Nordosten Amerikas veranschaulicht, die eine alternative »Entdeckungs-«-Geschichte Amerikas belegen sollen und damit Anspruch auf gewisse Gebiete erheben. Auch er kommt zu dem Schluss, dass der kartografischen Repräsentation eines Raums ein territorialisierender Prozess zugrunde liegt, der als Einschreibung territorialer Vorstellungen verstanden werden kann, mit dem eine Inanspruchnahme einhergeht (Dünne, 2008). Kartografieren ist demzufolge von historischen Raumvorstellungen und Machtrelationen abhängig. Umso erstaunlicher ist es, so Dünne, dass

15 Interessante Beispiele nicht-westlicher Kartografie finden sich etwa bei Mundy, B. (1996). *The Mapping of New Spain: Indigenous Cartography of the Relaciones Geográficas*. Chicago (u.a.): Chicago University Press. bzw. Mignolo, W. (1995). *The Darker Side of the Renaissance. Literacy, Territoriality, and Colonization*. Michigan: University of Michigan Press.

diese Kulturtechnik, die die koloniale Expansion größtenteils erst ermöglicht hat, zum »scheinbar neutralen Mittel der Beobachtung postmoderner und postkolonialer Räume werden soll« (2008, S. 54). Genau in dieser Annahme eines neutralen Nullpunkts, so lässt sich schließen, liegt das Machtpotenzial, die eigenen territorialen Ansprüche zu festigen – und immer noch fortzuführen, da partikuläre Sichtweisen als universell geltend und objektiv dargestellt werden.

Als kulturelle Produktionen der Nationalstaaten spiegeln Karten Bedeutungen einer Gesellschaft wider, insbesondere damit verbundene Selektionsprozesse durch Unterdrückung und Exklusion mancher Aspekte, aber auch von Bevölkerungsgruppen in der Abbildung des Territoriums (Radcliffe, 2010). Werden jene Darstellungen nicht als Repräsentationen eines ontologischen Raums gesehen, sondern als soziale und semiotische Interaktionen und territoriale Kontrolle, so zeigt sich, welche kognitiven Muster diesen Interaktionen zugrunde liegen und wie diese medialen Repräsentationen zu *performances of colonization* (Mignolo, 1995, S. 313) werden. In diesem Sinne ist von einer Bildperformanz zu sprechen: Karten bilden nicht ab, sondern schaffen Verhältnisse und lassen sich demnach selbst als Akteurinnen verstehen, die an der performativen Herstellung eines Raums beteiligt sind. Sie nehmen diesen vorweg, indem sie ihn zeigen. Diesbezüglich schreibt auch Emmanuel Alloa über die Kraft visueller Medien:

»[D]urch die Darstellung nehmen performative Akte die Existenz von dem vorweg, was im Akt der Darstellung allererst hergestellt wird. Der sichtbarmachende Nachvollzug geht dem herstellenden Vollzug dann logisch gleichsam voraus. In diesem Sinne geht es im Performativen weniger darum, etwas *sein* zu lassen als vielmehr (oder besser: viel weniger) etwas erscheinen zu lassen, über dessen Existenzmodus noch nichts gesagt ist.« (2011, S. 49 [Herv. i. O.])

Die bildliche Darstellung eines Territoriums durch dessen Kartierung nimmt dieses also vorweg und bringt es dadurch erst hervor. Die Art der Darstellung ist damit auch entscheidend dafür, wie der so hergestellte Raum legitimiert wird. In ihrer Bedeutung und Ausgestaltung sind Landkarten auch mit einer bestimmten Epistemologie und kulturellen Vorstellungen verbunden, wie Radcliffe anmerkt:

»National maps thereby reflected a foundational commitment to power and knowledge, viewed from a Cartesian geometrical perspective in which the nation-state was literally made present on the page, authorised by its institutional, ideological and political connection to (postcolonial) science and sovereignty based on monopoly of violence, and in turn articulating economy, polity, society and culture into a two-dimensional statement of *what is*.« (2010, S. 299 [Herv. i. O.])

Dieses *statement of what* ist bringt eine Welt hervor, die durch einen scheinbar objektiven Blick bzw. neutralen Standpunkt produziert und so zu einem kontrollier-

baren Objekt wird: »Vision, according to this model of the neutral observer, distances and objectifies: it turns things into objects and renders them passive, inert, manageable, and controllable.« (Ivakhiv, 2013, S. 3) Koloniale Kartografie verkehrt ›Territorium‹ damit in ein kontrollierbares Objekt, wie Ivakhiv (2013) betont. Jürgen Osterhammel spricht in Bezug auf dieses Kontrollierbar- bzw. Messbarmachen des Raums in seiner Arbeit *Die Verwandlung der Welt* auch von einer »Grundoperation der Moderne« (2009, S. 172). Damit beschreibt er die Tendenzen insbesondere des 19. Jahrhunderts zur Ordnung des Bodens, das Begreifen großer Räume als einheitliche geometrische Flächen zur definitiven Erfassung bis hin zur Mikroorganisation agrarischer Flächen mit dem Ziel der verwaltungstechnischen Rationalisierung und Herstellung juristischer Eindeutigkeit – nicht zuletzt, um steuerliche Abgaben zu ermöglichen und Verkäufe zu regeln (Osterhammel, 2009).

Die Darstellung eines Raums, aber auch die Erzählungen darüber und die damit verbundene Semantisierung gehen also mit Formen der Inanspruchnahme einher. Raummedien dienen folglich der Artikulation und Festigung territorialer Ansprüche (Dünne, 2008), da sie ein – wie auch immer geartetes – Territorium abbilden und somit hervorbringen bzw. fortführen. Allerdings kann hierbei kein beliebiger Raum produziert werden, vielmehr handelt es sich um einen Aushandlungsprozess zwischen verschiedenen Akteur*innen entlang wirkender Machtrelationen, weswegen das Interesse unter anderem dem Scheitern gilt und den Implikationen für ein solches Nichtgelingen nachzuspüren ist.

Mit dieser Beschreibung von Narrationen über die Geografie, der mitunter literarischen Hervorbringung bestimmter räumlicher Vorstellungen sowie der Betrachtung insbesondere der Kartografie als Kulturtechnik zur Festigung territorialer Vorstellungen und Ansprüche sollte gezeigt werden, welche Bedeutungskonstitutionen zur diskursiven Bearbeitung des westlich-modernen Raums beitrugen. Ebenso wurde veranschaulicht, wie sich darauf aufbauend Nationalstaaten etablierten und nationale Vorstellungen formten, die nun als hegemoniale Territorien wahrgenommen werden, bestehende indigene Territorien verdrängten und damit den Ausgangspunkt für aktuelle Konflikte bilden.

3.3.3 Dekolonialisierungsprozesse: Die Auflösung moderner/kolonialer Hierarchien

Die durch unter anderem die beschriebenen Strategien etablierte Vorstellung von Nationalstaaten führte nicht zur Auslöschung bis dahin bestehender Territorialitätskonzepte, sondern zur Koexistenz unterschiedlicher Auffassungen und damit verbundener kulturell spezifischer Wertvorstellungen in Bezug auf ein Zugehörigkeitsgefühl sowie den Umgang mit Land und Ressourcen, wobei indigene Forderungen und die territorialen Ansprüche eines Staates bis heute nicht als gleichwertig angesehen werden (Hale, 2011). Das Auflösen dieser hierarchischen

Machtkonstellationen unterschiedlicher Vorstellungen wird als Dekolonialität bezeichnet. Mit dem Begriff der Dekolonialität soll nicht das Ende des Kolonialismus – als formales politisches System – beschrieben werden, vielmehr bedeutet Dekolonialität die Konfrontation mit Hierarchien, die durch die von Europa ausgehende Moderne entstanden sind oder verstärkt wurden – die Auseinandersetzung mit Kolonialität und letztlich Infragestellung als universell angenommener westlich-moderner Vorstellungen (Walsh, 2012). Ein bedeutender Aspekt dabei ist die Problematisierung der eurozentrischen Moderne; ohne den *decolonial turn*, wie Maldonado-Torres (2017) schreibt, würde diese Moderne nicht als problematisch erachtet werden, weil damit lediglich Fortschritt und Entwicklung verbunden würde, nicht aber die der Moderne inhärente Kolonialität, die darin besteht, Nichtmodernes bzw. Nichtwestliches als rückständig zu definieren. Eine dekoloniale Haltung fordert dazu auf, sich von der Vorstellung zu lösen, »modern sein zu müssen« – Moderne sollte vielmehr immer in Zusammenhang mit Kolonialität gesehen werden (Mignolo, 2011). Mit dem Projekt der Dekolonialität soll eine Perspektive auf die moderne/koloniale Weltordnung eingenommen werden, die nicht das als kolonial definierte Subjekt als Problem versteht – durch Ideen wie Primitivität oder Rückständigkeit –, vielmehr ist die Idee der Moderne problematisch, da mit diesem Konzept andere Lebensweisen, Vorstellungen o.Ä. abgewertet werden können; die mit der westlichen Moderne gleichzeitig wirkende Kolonialität wird damit in den Vordergrund gestellt (Maldonado-Torres, 2018). Dabei sollen im Zuge von Dekolonialität als Projekt auch Wege gefunden werden, »to create a world with symbols, relations of power, forms of being, and ways of knowing beyond modernity/coloniality« (Maldonado-Torres, 2018, S. 112). Diese Loslösung von der Fortführung moderner/kolonialer Gefüge – diese Dekolonialisierung – soll Mignolo zufolge durch die Einführung dekolonialer Optionen vorangetrieben werden, um den universalen Charakter westlich-moderner Wissens- und Rechtsformen infrage zu stellen und nichtmoderne bzw. nichtwestliche Alternativen als ebenso legitim gelten zu lassen:

»Decoloniality means decolonial options confronting and delinking from coloniality, or the colonial matrix of power. While the decolonial option is not proposed as *the* option; it is an option claiming its legitimacy among existing ones in the sphere of the political, in the same way that Christianity, Marxism, or liberalism house many options under the same umbrella.« (2011, S. xxviii [Herv. i. O.]

Solange die westliche Moderne das hegemoniale Narrativ ist und andere, nichtmoderne bzw. nichtwestliche Vorstellungen und Kulturen als minderwertig markiert werden, lassen sich indigene Lebensweisen bzw. Ansprüche z.B. auf Land, auf die Art der Territorialisierung als nicht legitim definieren. In diesem Sinn ist der Nationalstaat als westlich-moderne Form, Raum zu ordnen und darzustellen,

die ›legitimste‹ Form, über ein bestimmtes Gebiet ›innerhalb nationalstaatlicher Grenzen‹ zu verfügen bzw. ein Territorium zu konstituieren gegenüber indigenen Forderungen, die in einem scheinbaren ›Außerhalb‹ angesiedelt werden. Hier zeigt sich die der westlichen Moderne inhärente Kolonialität. Dekolonialität findet häufig Ausdruck in Form von Misstrauen gegenüber als universell geltenden Annahmen und Vorstellungen, in der Hinterfragung westlich-moderner Vorstellungen wie der hegemonialen Stellung des Nationalstaates als scheinbar universell geltendes Territorialitätskonzept. Dabei geht es auch um eine Denaturalisierung von Begriffen und Begriffsfeldern, durch die eine bestimmte Form der Realität universalisiert wird. Eine dekoloniale Haltung bzw. Perspektive versucht, als universell geltende Positionen aufzubrechen, also nichtmoderne bzw. nichtwestliche Wissensproduktion einzuführen, indigene Wirklichkeitskonstruktionen als ebenbürtig geltend zu machen und die Hierarchien, die durch die eurozentrische Moderne noch bestehen, anzuprangern, kritisch zu hinterfragen sowie neue Wege zu finden, um diese Konstruktion von westlicher Überlegenheit und ›nichtmodernen Anderen‹ zu überwinden (Maldonado-Torres, 2018). Es sollen Möglichkeiten gefunden werden, wie unterschiedliche Vorstellungen, Lebensweisen und Formen der Wissensproduktion ebenbürtig nebeneinanderstehen können, wie die in westlichen Gesellschaften über lange Zeit vorherrschende Idee der eigenen Überlegenheit gegenüber sogenannten ›primitiven‹ Kulturen aufgelöst werden kann. Damit sollen nicht mehr nur westliche Denkkategorien Gültigkeit besitzen, nicht mehr nur in westlichen Gesellschaften vorherrschende Parameter wie Fortschritt, Entwicklung und Wachstum das Denken bestimmen bzw. als Bewertungsmuster herangezogen werden. Dekolonialisierung kann als Versuch verstanden werden, einen Dialog zu ermöglichen, der scheinbar gegebene Umstände, Hierarchien und Machtverhältnisse infrage stellt und epistemologische Vielfalt gestattet (Santos et al., 2008). Im Zusammenhang mit der Untersuchung territorialer Konflikte bedeutet das, die Grenzen von Territorium als westlich-modernes Konzept aufzuzeigen und bislang marginalisierte Wissensformen als gleichwertig miteinzubeziehen, »to open up territory to other epistemological starting points« (Halvorsen, 2019, S. 792). Die Verschiebung von Landforderungen hin zu territorialen Forderungen, wie in Kapitel 3.2.2 beschrieben, lässt sich demnach als Versuch der Dekolonialisierung begreifen. Die westlich-moderne Idee des Nationalstaates soll nicht einfach durch Alternativen ausgetauscht werden, vielmehr gilt es, die Koexistenz verschiedener Ideen und Praktiken zu fördern bzw. aufzuzeigen, wie diese durch koloniale Machtverhältnisse in epistemologische Hierarchien gebracht werden (Santos, 2014). Dekolonialität wird daher als politisches Projekt verstanden, da durch die koloniale Herrschaft zum Schweigen gebrachte Stimmen wieder in den Fokus gerückt und bisher hegemonialen ebenbürtig entgegengestellt werden sollen, womit nicht zuletzt die gegebene Ordnung sowie damit verbundene Rechte hinterfragt werden.

In Bezug auf die Hervorbringung von Territorien lässt sich folglich festhalten, dass territoriale Konflikte nicht in einem Entweder/Oder münden müssen, sondern – im Zuge von Dekolonialisierungsprozessen – über territoriale Verflechtungen unterschiedlicher Vorstellungen nachzudenken ist.

Im Mittelpunkt des Interesses dieses Buches steht der Aushandlungsprozess unterschiedlicher Territorialitäten insbesondere in Konfliktsituationen, wie sie oben veranschaulicht wurden. Die Repräsentation von Raum bzw. Räumen steht dabei aus kulturwissenschaftlicher Perspektive im Zentrum. Aufbauend auf den dargelegten Überlegungen zur kartografischen Darstellung eines Raums, aber auch zu Erzählungen darüber und der damit verbundenen Semantisierung bzw. Formen der Inanspruchnahme, wie sie Raummedien ausdrücken, wird in weiterer Folge nun speziell auf das Medium Film und dessen Stellung in diesem Zusammenhang eingegangen. Film wird dabei als Raummedium angenommen – als Medium, das einen Raum durch dessen Repräsentation hervorbringt – und damit territoriale Ansprüche artikulieren kann. Die Analyse soll verdeutlichen, wie die untersuchten Dokumentarfilme Räume produzieren, welche Narrative, Motive und Techniken dabei zentral sind und damit an der Hervorbringung von Territorien beteiligt sein können bzw. territoriale Verflechtungen verhandeln und so zur Dekolonialisierung bestehender Hierarchien in Bezug auf territoriale Vorstellungen beitragen.

3.4 Performances of decolonization

Auf Basis der theoretischen Überlegungen zu territorialen Konflikten lässt sich die zentrale Frage der vorliegenden Arbeit ableiten nach der Bedeutung medialer Praktiken des Widerstands zur Durchsetzung nichtmoderner bzw. nichtwestlicher Territorialitäten im Diskurs um Landrechte und Ressourcennutzung, aber auch Umweltgerechtigkeit und Naturschutz. Während für die Etablierung von Nationalstaaten Narrationen über die Geografie und Kulturtechniken wie die Kartografie von zentraler Bedeutung waren, um das Territorium zu etablieren, als scheinbar fixiert darzustellen und damit den Raum nach westlich-modernen Vorstellungen zu produzieren bzw. Ansprüche zu formulieren, so lautet die zentrale Annahme der vorliegenden Arbeit, dass auch andere kulturelle Manifestationen an der Fortführung bzw. Subversion der performativen Herstellung dieser Raumkonstruktion beteiligt sein können. Auf Basis dessen rücken Filme in den Fokus, die eine dezidiert nichtwestliche Perspektive einnehmen, sich gemäß diversen Definitionen als »indigene Filme« bezeichnen lassen und Gegendiskurse zu etablieren versuchen. Von Interesse ist in erster Linie, wie die Konflikte filmisch dargestellt werden, um Rückschlüsse auf die damit verbundenen Dekolonialisierungsprozesse hinsichtlich territorialer Verflechtungen ziehen zu können. Insbesondere bei der Untersuchung